

## KULTUR-KOLUMNE

# Gut, schlecht oder gutsch?



VON  
JOSÉ F.A.  
OLIVER

**G**ut gemeint ist nicht immer „gut“ gesagt. Aber, was heißt schon „gut“. Wer will es besser wissen? Gibt es eigentlich ein Wort für etwas, das weder gut noch schlecht ist? Also irgendeinen Zwischenbereich andeuten würde? So etwas wie „gutsch“, beispielsweise? Dieser schön-verrückte Kunstbegriff ist einst vor Jahren schier selbstverständlich entstanden, als ein paar Schülerinnen und Schüler und ich für deren Texte, die bei einer Schreibaufgabe entstanden waren, nach erweiterten Bewertungskriterien gesucht hatten. Anhaltspunkte, die zusätzliche Aspekte in der Auseinandersetzung um das Geschriebene berücksichtigen würden. Wir konnten uns letzten Endes bei ein paar, sagen wir „Aufsätzen“ weder auf „gut“ noch „schlecht“ einigen und landeten deshalb in der Kombination der beiden Wörter, die uns bis dato zur Disposition gestanden hatten. „Mäßig“ war uns zu wenig und „mittelmäßig“ schien uns zu schwach. Aus „gut“ und „schlecht“ wurde lächelnden Auges das Neu-Wort „gutsch“.

Das war ein schönes Spiel um eine behutsamere Annäherung an ein differenziertes Bewertungsbild, ließ eine perspektivische Offenheit zu und schenkte, ganz nebenbei,

allen Beteiligten auch noch ein beflügelndes Wörtchen, mit dem wir die Qualität des zu Papier Gebrachten bezeichnen konnten. Nicht weil unter den Schülerinnen und Schülern, die ich bei der Bewertung der Texte mit einbezogen hatte, keine Entscheidungsfreude vorhanden gewesen wäre. Im Gegenteil. Ich erinnere eine rege Beteiligung an den Diskussionen, die phantasiegeladen und durch das Wörtchen noch lebhafter wurden, auch wenn mir die Detail-Argumente einzelner Denkweisen heute nur noch verschwommen darstellbar sind.

Jeder Umstand schafft Sprache. Jede Zeit gebiert Wörter. Zeit-Wörter und dementsprechend auch ihre „W:orte“. Das trägt einerseits zur Unübersichtlichkeit bei, hat andererseits aber auch etwas sehr Beruhigendes. Insofern als Neuerung immer auch mit einer Portion Vergänglichkeit einhergeht und manche der scheinbar wichtigen und deshalb aufs Podest der Aufmerksamkeit gehieften Wörter auch wieder untergehen (dürfen). Ganz untergehen müssen und nicht nur in bloße Vergessenheit geraten. Manche indes bleiben. Mal präsenter als wiederkehrende saisonale Erscheinungen, mal dauerhafter aktiv. Wahlkampfzeiten schaffen ebenso eigene, metaphorische Sprach- und Sprechzeiten. Danach ist ein Wahl- Ergebnis und „dannanach“ (!) geht's in ein nicht immer wählerisches geheimnisvolles – wie heißt das doch gleich? – genau: „Vorsondieren“ und „Sondieren“.

Ach, diese Wörter. Ich sondiere nicht minder nach. Auch

unter den Jetzt-Wörtern gibt es „Solche“ und „Strolche“. (Alte Redewendung, alter Sinn – bis in Heutige). Solche, die wir mögen, die uns lieb (oder lieber) werden, und die anderen. Jene, die uns suspekt sind; die wir am liebsten weit, weit weg von uns wissen wollen und die uns die Nackenhaare – na ja, wenn nicht gerade die Nackenhaare, dann zumindest eine angedeutete Gänsehaut ...; und wenn nicht eine Gänsehaut, dann zumindest ein gewisses Unwohlsein in der Magengrube, das zwar nicht so genau zu erklären, spricht fassbar ist, aber auch nicht gelehrt werden kann, wenn man ehrlich ist. Zu sich selbst. So weit, so „gutsch“!

## „Leben-to-go“

Und schon wären da zwei sehr aktuelle „Probleme“: einmal die Definition von „man“ und natürlich die wie auch immer geartete Eingrenzung eines „wir“. Wer ist „man“ und wer ist „wir“? Sehe ich einmal davon ab, dass es sehr schwierig geworden ist – vielleicht schon immer sehr schwierig gewesen ist – von einem wie immer gearteten „wir“ zu sprechen, kann ich dennoch behaupten, unser „Wir der Unsicherheit“ hat extrem zugenommen. „Falsch“ und „Richtig“ sind längst Kategorien, die überholt sind. Nein, ein „Leben-to-go“ reicht nicht. Aus. Obwohl es natürlich äußerst reizvoll sein kann – sich einfach auf die Schnelle zu bedienen. Ohne sich wirklich auf etwas einzulassen.

Auch das „scheint“ legitim. Tut bisweilen einfach nur gut. Oberflächlichkeit braucht bekanntlich auch einen

Platz, ihren Raum. Dennoch: Facebook, Instagram, Twitter, etc. sind zu wenig, wenn es um Zeit geht, die „man“ sich nehmen sollte, sich den Herausforderungen zu stellen. Die Dialogbereitschaft (oder sollte ich schon sagen die „Dialogfähigkeit“) in unserer Gesellschaft schmilzt schneller dahin als ich es mir hätte vorstellen können. Wie das Eis der Antarktis. Das ist gefährlich, weil lebensgefährlich. Anstatt zu denken, wird zunehmend diskursfrei ideologisiert.

Ja, es ist notwendig, dass das „Hinterfragwürdige“ und die Notzustände des Zusammenlebens, in denen oft genug ein „Nebeneinander-Her-Leben“ und ein „Von-oben-nach-unten-Leben“, bei dem Menschen ausgegrenzt und abgekanzelt werden, zur Sprache gebracht werden. Minderheiten müssen – haben oft keine andere Wahl – der Mehrheit Rechte abtrotzen. Indes: es darf kein Diktat der Minderheiten geben. So wie es auch kein Diktat der Mehrheit geben darf. Und, dies sei in die Mitte aller Auseinandersetzungen wiederholt: es ist an der Zeit die Begriffe „Minderheit“ und „Mehrheit“ angesichts sozialer und ökologischer „Wir:klichkeiten“ und „Endwicklungen“ neu oder zumindest politisch erweitert zu definieren. Was wollte ich noch sagen? Ach ja: ich bin gespannt, wie das „Gutsch“ unserer neuen Regierung aussehen wird ...

**Bis bald!**